
Hans-Otto Hemmer

Was wir haben, wissen wir . . .



Hans-Otto Hemmer, geb. 1946 in Velbert, Studium von Geschichte und Germanistik in Bochum und Freiburg/Br., Gewerkschaftsredakteur und -sekretär, ist Chefredakteur der „Gewerkschaftlichen Monatshefte“ und Vorsitzender der Johannes-Sassenbach-Gesellschaft, Berlin.

Ein Jahrhundert der Gewerkschaften liegt hinter uns, steht ihnen ein weiteres bevor? Hilft der Blick zurück beim Weg nach vorn? Lohnt es sich, irgendetwas zu bewahren an Überzeugungen, Programmen, Apparaturen, Verfahren, Ideologien, Mythen, Mitgliedern gar oder muss alles neu erfunden, erfahren, gestaltet, eingerichtet, aufgebaut werden? Die deutsche Gewerkschaftsbewegung steht vor größeren Fragen und Problemen denn je in ihrer Geschichte, und es scheint durchaus fraglich, ob, wenn sie hinreichend zutreffende Antworten findet, sie diesen die adäquaten Taten folgen lassen kann und wird. Schwerer denn je wirken, nach 50 Jahren Einbindung in einen demokratischen Sozialstaat, die Kräfte der Beharrung und des Status quo: Was wir haben, wissen wir, was wir bekommen, wissen wir nicht. Und außerdem: Haben die Geschmeidigkeit des prinzipiellen Reformismus, seine Alltagstauglichkeit und Menschenkenntnis nicht letztlich doch immer einen Ausweg gewiesen, während Ideologen und Intellektuelle in notorischer Besserwisserei schwarzmalten?

Hat sich womöglich eine gewisse Selbstgefälligkeit eingeschlichen, die das Ergebnis anhaltenden Erfolgs, stabiler Finanzverhältnisse, funktionierender Hierarchien ist, aber proportional dazu den Blick auf sich wandelnde Wirklichkeiten verstellt?

Halten wir fest: Kaum eine gesellschaftliche Formation hat im zurückliegenden Industriezeitalter in Deutschland eine ähnliche Stabilität bewiesen wie die Gewerkschaften. Aus kleinen und kleinsten Anfängen brachten sie es zu Massenorganisationen, zu Mitgestaltern des Sozialstaats, Hütern der Demokratie, zeitweise sogar zu gesellschaftlichen Hoffnungsträgern. Diese Erfolgsgeschichte beruht auf jener simplen Erkenntnis, deren Bezeichnung man inzwischen kaum noch laut sagen darf: Solidarität - der Zusammenhalt der Schwachen zwecks Interessenwahrung und -durchsetzung. Die deutschen Gewerkschaften haben sie hundert Jahre lang einigermaßen perfekt zu organisieren und vor allem zu verwalten gewusst. Sie haben leistungsfähige Funktionsapparate aufgebaut; sie haben mittels einer kontinuierlichen und sicheren Kassierung der Mitgliederbeiträge finanzielle Stabilität erzielt; sie haben ein internes Kommunikationssystem mit unterschiedlichen Publikationen

etabliert; sie haben sich Unabhängigkeit von politischen Parteien und katholischer Kirche erarbeitet; sie waren sowohl zu Kompromissen mit den Arbeitgebern bereit als auch nötigenfalls konfliktfähig, d. h. zum Streik gerüstet und in der Lage; sie haben, namentlich im Wohnungsbau, der Lebensmittelversorgung, der Versicherungswirtschaft und im Bankenwesen „gemeinwirtschaftliche“ Unternehmen gegründet und betrieben, die zu durchaus günstigen Konditionen für Arbeitnehmer tätig wurden und zu ihren besten Zeiten geradezu „Vorbildcharakter“ hatten.

Schaut man sich diese Elemente einer „Karriere“ heute näher an, kommt man zu eher ernüchternden Ergebnissen.

Die Apparate: Bestanden sie in der Frühzeit der Gewerkschaftsbewegung aus einigen ganz wenigen „Idealisten“, die zunächst sogar ehrenamtlich tätig waren, später als „Hauptamtliche“ für geringes Entgelt rund um die Uhr im Einsatz waren, so umfassen die gewerkschaftlichen Bürokratien heute einige tausend Menschen auf verschiedenen Ebenen. Die größten Zentralen, auch „Vorstände“ genannt, beschäftigen etliche hundert Personen. Orientierten sich die Gewerkschaftsgründer, was Organisation, Effizienz und Disziplin anging, an erfolgreichen Einrichtungen wie dem preußischen Militär und der Reichspost, so fehlt es heute an entsprechenden Organisationsmodellen. Insofern stellt sich die Gewerkschaftsbürokratie durchweg hierarchisch und zentralistisch, eher schwerfällig und altmodisch, eher dogmatisch und unkommunikativ dar als frisch und unorthodox, lebhaft und innovativ, vernetzt und kommunikationsfreudig. Frauen und Menschen, die jünger als 40 Jahre sind, sind nach wie vor Ausnahmeerscheinungen im Funktionärskorps.

Überhaupt die Jugend: Als Carl Legien 1887 zum Vorsitzenden der Drechsler-Vereinigung gewählt wurde, war er 25 Jahre alt – bereits drei Jahre später wurde er zum Vorsitzenden der „Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands“ gewählt, des ersten dauerhaften Dachverbands.

Die Gewerkschaften waren in dieser Zeit des Aufbruchs sozusagen eine Jugendbewegung mit jugendlichem Führungspersonal. Heute sind alle bestenfalls mittelalt - Vorstandsgremien, Funktionäre und Mitglieder. So ehrenwert es ist, eine der größten Rentnerorganisationen der Republik zu sein, so wenig zukunftssträchtig ist es. Dabei lehnen die Jungen Gewerkschaften nicht prinzipiell ab, die weitere Notwendigkeit organisierter Solidarität wird nach wie vor von allen Altersgruppen eingesehen. Was Jugendliche abstößt und von der Mitgliedschaft abhält, sind die Gebräuche und Ausdünstungen der in die Jahre gekommenen Großorganisation. Es geht kein Weg daran vorbei: Das gesamte gewerkschaftliche Interieur muss gründlich entrümpelt werden. Ehrwürdige Kongressrituale sind dabei ebenso unter die Lupe zu nehmen wie das Zeremoniell von Tarifverhandlungen. Hinzu kommen muss eine systematische Werbung um neue Mitglieder mit zeitgemäßen und professionellen Methoden – damit war man in der gewerkschaftlichen Frühzeit übrigens ebenfalls höchst erfolgreich (und z.B. in den USA liegen vielversprechende erste Erfolge aus jüngster Zeit damit vor). Demokratische Verfahren und Abläufe stehen selbstverständlich nicht zur Disposition und auch Interessenkonflikte sind weiterhin auszutragen - geändert werden müssen die Formen, in denen das geschieht: Demokratie, Solidarität, Tarifkonflikt im Netz¹.

1 Siehe dazu: Andrei S. Markovits/Stephen J. Silvia, „Net-Working“. Arbeit und Solidarität im 21. Jahrhundert, in: GMH 6-7/98, S. 398-402.

Dazu bedarf es allerdings nicht nur technischer Fertigkeiten, sondern auch medialer Ausstattung, Aufgeschlossenheit und Kompetenz, die beim herkömmlichen Funktionärsstamm nicht hinreichend vorhanden sind. Ebenso fehlt es an Hard- wie an Software in der notwendigen Quantität und Qualität - einzelne gelungene Homepages reichen bei weitem nicht aus! Es geht kein Weg daran vorbei, mehr und mehr junge und fähige „Netzwerker“ zu gewinnen, die – ähnlich dem Feuerkopf Legien vor hundert Jahren - den Gewerkschaften jenen Schwung und Charme, jene Attraktivität und jenen Widerspruchsgeist zurückzugewinnen, mit denen sie ihre Erfolgsgeschichte einst begonnen haben.

Die Erfolgsgeschichte: Am Ende des 19. Jahrhunderts standen die deutschen Gewerkschaften - nach einigen Jahrzehnten des organisatorischen und programmatischen Suchens - vor einem unerhörten Aufschwung, sie wurden zu Massenorganisationen. Seitdem haben sie in der Schlussphase des Kaiserreichs, in der ersten und zweiten deutschen Republik (die DDR bildet einen Sonderfall) die staatliche Sozialpolitik nicht nur maßgeblich mitbestimmt, sondern mitgeformt. Die Tarifpolitik hat zur ökonomischen Stabilität der Bundesrepublik ebenso beigetragen wie zum allgemeinen Wohlstand, zu sinkender Arbeitszeit und steigender Freizeit für viele. Die junge Weimarer Republik haben sie mit einem beherzten Generalstreik vor dem Zugriff von rechts, dem Kapp-Putsch, gerettet. Sie haben die Westintegration der Bundesrepublik gefördert, die Ostpolitik Willy Brandts und Helmut Schmidts begleitet und gestützt. Sie waren, darin liegt keine Übertreibung, die erfolgreichste, verlässlichste und kontinuierlichste gesellschaftliche Reformkraft und Stütze der Demokratie des soeben vergangenen Jahrhunderts. Erstaunlicherweise hat dieser Tatbestand in der kollektiven Erinnerung keinen Platz gefunden, ebenso wenig sind dort die maßgeblichen gewerkschaftlichen Repräsentanten dieser hundert Jahre aufgehoben. Weder Carl Legien noch Theodor Leipart, weder August Brust noch die Gebrüder Imbusch, weder Wilhelm Leuschner noch Jakob Kaiser, weder Willi Richter noch Ludwig Rosenberg sind allgemein bekannt, ebenso wenig wie Hermann Duncker und Helmut Warnke. Einzig Hans Böckler ragt womöglich ein kleines Stückchen aus der Vergessenheit. Auch wenn man konzediert, dass kaum ein Politiker aus der Zeit des Wilhelminismus und der Weimarer Republik überzeitliche allgemeine Bekanntheit zu erlangen vermochte, bleibt das doppelte gründliche Verschwinden von Werken und Menschen der Gewerkschaften signifikant. Es ist sicher auf vorherrschende Interessen, Blickrichtungen und Usancen der Geschichtsschreibung zurückzuführen, wie es ein ehemaliger Gewerkschaftsvorsitzender jüngst konstatierte², „dann auf Strukturen und Neigungen der Medien, wobei Historiker, Publizisten und Fernsehleute erstaunlicherweise einmal insofern einig sein dürften, als sie als „Erzähler“ nicht zuletzt vor der inhärenten Langeweile des Reformismus und seiner Repräsentanten zurückschrecken. Das alles dürfte aber nur der kleinere Teil der Erklärung sein neben jenen gravierenden Mängeln und Versäumnissen in Selbstdarstellung und Traditionsbildung, deren Relevanz mit der der Medien wächst. Außer dem fast schon legendären „Samstags gehört Vati mir“ haben die deutschen Gewerkschaften keinen ihrer Erfolge, ihrer Ansprüche, keines ihrer Ziele zu einer merkfähigen Chiffre oder einem gängigen Slogan zu verdichten gewusst. Hehre Begriffe wie Frieden und Solidarität haben sich hingegen durch achtlosen Gebrauch zu kleiner Münze abgenutzt. Kein Gewerkschaftsführer von Rang hat eine umfassende Autobiografie hinterlassen; biografische Arbeiten zu Gewerkschaftern aller Generationen sind Raritäten geblieben. Das ist sicher einer sympathischen Uneitelkeit sowie einer etwa in Unschritt-

2 Dieter Wunder, Der DGB zwischen Teilhabe und Gegenmachthoffnung, in: GMH 12/99, S. 718-724, S. 722 ff.

lichkeit und Büromängeln begründeten, unzureichenden Überlieferung geschuldet, aber es trägt auf seine Weise dazu bei, dass die gewerkschaftliche Geschichte kein Gesicht, keinen Namen, kein Profil bekommen hat. Zwar stimmt es, dass sie ganz maßgeblich auf dem Einsatz der vielen Unbekannten beruht, aber es erweist sich mehr und mehr als Handicap, dass sie eben auch anonym geworden ist. Es gibt mehr als genug Heldinnen und Helden in dieser Erfolgsgeschichte, die ihr jenes Mitmenschliche hinzufügen könnten, das einen nachdenklichen Widerhaken in den Trend zur Individualisierung setzen könnte.

Die Hoffnungsträger: Es klingt inzwischen fast ein wenig unglaubwürdig, aber es bleibt wahr: Mindestens zwei Mal im 20. Jahrhundert waren die Gewerkschaften *die* Hoffnungsträger schlechthin in Deutschland, und zwar nach den beiden verlorenen Weltkriegen. Für jeweils wenige Jahre verkörperten sie die „bessere Alternative“, der die Mitglieder zuströmten und deren (betrieblichen) Vertreter sich nach 1945 unverzüglich an den Wiederaufbau und die Versorgung der Bevölkerung machten. Aber die tonangebenden gesellschaftlichen Kräfte ebenso wie die vorherrschenden Wünsche der Bevölkerung formierten sich ziemlich schnell gegen die Gewerkschaftsprogrammatik, von der, und zwar jeweils in Kompromissvarianten, nach 1919 die Betriebsräte und nach 1945 die Mitbestimmung übrig blieben.

Aber nicht nur in diesen beiden Momenten nationaler Demütigung setzten viele Menschen Hoffnungen in die Gewerkschaften, sondern auch am Beginn des Jahrhunderts und in seinen späten sechziger Jahren. In diesen Fällen waren es eher die Jungen, einmal die Industriearbeiterschaft, die mit dem Aufstieg des Kapitalismus die eigenen Kräfte wachsen fühlte und ihnen durch organisatorische Bündelung zu größerer Wirksamkeit verhalf. Beim anderen Mal war es ein Teil der akademischen Jugend, die im Bündnis mit dem Proletariat und dessen Organisationen eine „andere Republik“ erkämpfen wollte. Auch diese Hoffnungen wurden enttäuscht oder trogen: Die jungen Arbeiter zogen in den Ersten Weltkrieg, den die Gewerkschaften mittrugen und der ihrer Politik eine spezifische Richtung geben sollte. Und das Stück, das (einige) Gewerkschaften und die Studentenbewegung von 1968 miteinander gingen, war nur kurz.

In den dreißig Jahren seither haben die Gewerkschaften keine Hoffnung mehr stiften können - die Verteidigung des Erreichten, so notwendig sie ist, reisst niemanden mit, rüttelt niemanden auf. Die Vorstellung, dass das „Proletariat“ eine bessere Gegenwart gestalten, eine lichtere Zukunft heraufführen könne, gehört endgültig der Vergangenheit an, aber sollten nicht vielleicht jene, die ihm nachgefolgt sind - die Kunden, die Verbraucher, die Konsumenten - in der Zusammenfassung ihrer Interessen eine Hoffnung erkennen können?

Die „Unternehmer“: Es war eine gute Idee praktisch denkender Gewerkschafter, den Arbeitnehmern kostengünstige Konsumartikel, Wohnungen, Versicherungen, Bankgeschäfte anzubieten. Der Gedanke genossenschaftlicher Selbsthilfe ist in Deutschland mindestens so alt wie die Gewerkschaften, die in ihrer Frühzeit, lange vor der entsprechenden staatlichen Sozialpolitik, ihren Mitgliedern überdies Versicherungen für schwierige Phasen des Lebens, für Arbeitslosigkeit, Wanderzeit, auch für das Alter boten. Die sich aus solchen Ingredienzen entwickelnde „Gemeinwirtschaft“ war ein Kernstück der deutschen Arbeiterbewegung, das durch Misswirtschaft, Korruption und Kontrollmangel in jüngster Zeit auf den Hund gebracht worden ist. Was so zu Ende gegangen ist, lässt sich nicht revitalisieren. Aber ihre Blickrichtung auf den Arbeitnehmer, in welcher rechtlichen oder tatsächlichen Form er auch immer tätig sein mag, als Konsumenten und Kunden, sollte von den Gewerkschaften wieder

eingübt werden. Was eine Vielzahl von Käufern mit gleichgerichtetem Kaufinteresse bewirken kann, lässt sich ganz gut an einschlägigen Internet-Praktiken erkennen. Und warum sollten nicht Gewerkschaftsmitglieder, die kollektiv ein gewisses Bildungsangebot wahrnehmen wollen, dafür ein günstiges Angebot erzielen können? Und ließen sich auf diese und ähnliche Weise womöglich erhebliche fixe Kosten minimieren, die in traditionalistische Formen eigener, abgeschotteter Bildungsarbeit gesteckt werden? Und ist es ganz und gar undenkbar, an jene Anfänge anzuknüpfen, als Gewerkschaft auch Versicherungsschutz für die Wechselfälle des Lebens bedeutete? Es ist unübersehbar geworden, dass die staatlich organisierte Altersrente (die übrigens auch auf die erwähnten gewerkschaftlichen Vorformen zurückgeht und nicht auf Bismarck allein), den meisten Menschen nicht mehr ausreichend finanzielle Sicherheit im Alter gewährleisten kann. Ist das Trauma der „Gemeinwirtschaft“ (das leider nie „bewältigt“ worden ist) so groß, dass es einen kühnen Blick auf die alten Formen, die neue Bedeutung für die Zukunftssicherung der Gewerkschaften haben könnten, verstellt?

Die Organisationen: Eine der größten Leistungen der Gewerkschaften besteht darin, den Zusammenhalt vieler stabil institutionalisiert zu haben. Die Grundelemente dieser Institutionalisierung sind (in der westdeutschen Variante), bei allen, teilweise erheblichen Modifikationen, seit nunmehr 50 Jahren unverändert geblieben. Die Tatbestände sind inzwischen von vielen Experten begutachtet und beleuchtet worden, wobei man die Ergebnisse dahingehend zusammenfassen kann, dass es so nicht weitergehen kann.

Inzwischen darf man sicher sein, dass es so auch nicht weitergehen wird. Binnen weniger Jahre wird eine neue Gewerkschaft entstanden sein, die schon mit ihrem Namenskürzel den Wandel markiert: Ver.di verspricht Musik (plus ein Pünktchen Internet). Ob auch Musik drin ist, wird man hören. Soviel ist sicher: Die Neugründung birgt Sprengstoff für die bisherige Gewerkschaftsarchitektur. Eine Gewerkschaft mit einem umfassenden Anspruch auf den zukunftssträchtigen Dienstleistungssektor ruft mächtige Konkurrenten auf den Plan, die sich ein derartiges Mitgliederpotenzial nicht entgehen lassen dürfen, auch wenn es gar nicht in ihren angestammten Organisationskönigreichen beheimatet ist. Hier kündigt sich womöglich eine Schlacht an, die einer neuen stabilen Ordnung vorausgeht oder einen Trümmerhaufen hinterlässt.

Am Beginn des 20. Jahrhunderts waren die Gewerkschaften im Aufbruch, standen vor riesigen Organisationserfolgen, vor der Emanzipation von Partei(en) und Kirche, vor der Anerkennung durch Staat und Arbeitgeber, vor der Mitgestaltung von Gesetzgebung, Politik und Wirtschaft - aber auch vor Rückschlägen aller Art, vor Versäumnissen, Versagen und Schuld. Es stand ihnen jene Katastrophe von 1933 bevor, die sie 12 Jahre lang um die Existenz brachte und vielen Gewerkschaftern das Leben kostete. Am Beginn des 21. Jahrhunderts können die Gewerkschaften erstmalig auf fünfzig Jahre unbehinderter Wirksamkeit in einer sozialstaatlichen Demokratie zurückblicken und dürfen mit dem Erreichten zufrieden sein. Und dennoch sei die Vorhersage wiederholt, dass sie das begonnene Jahrhundert nur bestehen werden, wenn sie anders werden als sie waren und sind.